

Aus der Zeit des Häubertums

am Ende des vorigen Jahrhunderts be-
richtet der „Schw. M.“ folgende merkwürdige
und charakteristische Episode:
„Als im vorigen Jahrhundert das Häubertum
in Deutschland immer mehr
überhand nahm, ohne daß die Schutz-
mittel der bürgerlichen Gesellschaft
irgendwie ausreichten, als sich bei der
territorialen Zersplitterung immer stärker
der Mangel planmäßigen Vor-
gehens gegen die Banditen geltend
machte, da unternahm es ein einzelner
Mann, aus ritterhaftem Stande
gebürtig, gerade in den Landestheilen
des heiligen römischen Reichs deutscher
Nation, die am bündelhaftesten auf der
Landkarte prangten, den Kampf gegen
das Verbrechertum einseitig zu organi-
sieren und durchzuführen. Der schwä-
bische Kreis hatte, als die Zuchtstauer
zu Buchloe und Ravensburg nicht mehr
ausreichten, ein Schreiben mit der An-
frage erlassen, ob sich nicht Jemand
finde, der auf dessen Kosten eine Verwal-
tung und Bewachung übernehmen
wolle. Der Antrag hatte wenig Ver-
lockendes, Niemand schien Lust zu seiner
Annahme zu bezeigen, als Franz Lud-
wig Schenk zu Castell sich bereit er-
klärte, seine Person dem schwierigen
Unternehmen zur Verfügung zu stellen.
Im Jahre 1788 wurde zu Ober-
disingen ein Kriminalhaus in großem
Stile errichtet, das nicht nur als Auf-
bewahrungsort von Züchtlern diente,
sondern worin auch die ergriffenen Gän-
ner eingeliefert, verhört und abgeur-
teilt wurden, um sodann mit Staupen-
schlag entlassen, zur Abbüßung ihrer
Strafe in die dazu bestimmten Räume
gebracht oder zur Hinrichtung geführt
zu werden. Die neue Anstalt kam als-
bald außerordentlich in Schwung. Der
Ritterlantant Donau trat dem Unter-
nehmen nach einem Jahre bei, die son-
stigen schwäbischen Reichsstände und die
Kantone der Schweiz verbanden sich mit
dem Grafen und schickten ihm Arrestan-
tanten zu. Württembergische und öster-
reichische Behörden, ja selbst Sachsen-
Koburg lieferten Verbrecher und waren
froh, sie auf diese Weise los zu sein.
Schenk hatzihre durchstreifen ganz
Schwaben mit einem Requisitionsschein
in der Tasche, auf dessen Vorweisung
ihnen allenthalben die Justizbeamten die
Verbrecher, die in ihre Hände fielen, über-
ließen. So kam es, daß der Name des
„Waleffischen“ alsbald landauf und
landab in der Gännerwelt gefürchtet
und gehaßt wurde.

Einen besonderen Eindruck auf diese
wie auf die umwohnende Bevölkerung
machten natürlich die Hinrichtungen, die
bei Oberdisingen auf dem Hoch-
gericht ausgeführt wurden. Von allen
Seiten strömte früh morgens die Volks-
menge herbei, um das graue Schau-
spiel sich anzusehen, und in Singen
durften zu diesem Zweck die Schulkinder
die Schule schwänzen. Nachdem den
Delinquenten ihr Urtheil verlesen wor-
den, bestiegen sie einzeln die bereitstehen-
den Wagen und fuhren in Gesellschaft
von zwei Patres auf die Richtstätte.
Ein statliches Geleite von bewaffneten
Bauern zog mit ihnen. Dann erfolgte
unter atemloser Spannung der Menge
die Hinrichtung durch das Schwert
oder den Strang. Daß zum Tode
verurtheilte Personen noch unter dem
Galgen „pardonirt“ werden konnten,
beweist das Beispiel der „schönen Wit-
tor“, der schon die Haare abgeschnitten
worden waren, als die Begnadigung
erfolgte, worauf sie später sogar zur
Leibschin des „Henkergrafen“ aufgerückt
sein soll.

Daß dieser Beruf seine Gefahren mit
sich brachte, liegt auf der Hand. In
der That gehört ein ganz ungewöhnlicher
Muth dazu, um in einer solchen
Stellung unbeeinträchtigt auszuhalten.
Denn stets lauerten der Tod oder Fährlich-
keiten aller Art auf den Grafen. Er
konnte sich kaum sicherer fühlen, als die
Verbrecher, die er durch seine Spür-
hunde hegen ließ. Einst lauerten ihm
Spizhüben am Galgen vor dem Thor
der Reichstadt Ulm auf, als er auf sei-
nem Bierpänner von einem Walle nach
Hause fuhr. Einer warf eine brennende
Handgranate in seine Krutze, allein
der Graf sprang noch rechtzeitig heraus,
die schon gewordenen Pferde wurden
wieder gebändigt und entführten ihn
rasch seinen Feinden. Ein andermal
wollten bei Krauchenwies im Sigmar-
ingischen drei Schelme seinen Wagen
anhalten. Da rief er den Hirschfänger
von der Seite und trieb sie ganz allein
in die Flucht. Wieder ein andermal
lieferte er sogar ein solches Kleeblatt,
das ihn überfallen hatte, gefangen in
Oberdisingen ein. Wie er sich aber
auch tollkühn ohne Noth in Gefahr
stürzte, zeigt folgender Vorfall. In
Zaupheim wohnten Spizhüben einer
Hochzeit bei und der Schenk erfuhr da-
von. Er begab sich mit seinen Pat-
schieren nach dem bezeichneteren Wirths-
haus, überraschte die Schelme und
erblickte unter ihnen einen, auf den er
schon lange gefahndet hatte. Dieser
sprang in seinem Schreden durchs Fen-
ster in der Höhe von zwei Stockwerken
hinab. Der Graf aber, damals wohl
ein angehender Schiziger, sprang ihm
nach und erwischte ihn unten am Bo-
den. Keiner von Beiden hatte sich be-
schädigt.

Im Jahre 1800 setzten die Franzosen
alle seine Züchtlinge in Freiheit,
vielleicht weil sie seine Anhänglichkeit an
das Haus Oesterreich und seinen Fran-
zosenhaß kannten. Einige derselben
nun gönnten sich den Spaß, das Ober-
disinger Schloß anzuzünden, und diese
brannte vollständig nieder, wurde
hernach auch nicht mehr aufgebaut.
Der Graf wohnte von da an im Zucht-
haus selbst, und vor den Fenstern seines
Schlafzimmers ließ er Gitter an-
bringen, die herausgenommen werden
konnten, damit er bei einer Feuerbrunst

leichter sich retten konnte. Solchen Un-
bilden und Gefahren trogte der eiserne
Mann, auf ein behagliches Dasein im
Genusse seines Reichthums verachtend,
aber Genüge findend in dem stolzen Ge-
fühle der souveränen Macht, die er aus-
übte.

Freimüthig.

Im Oktober 1812, eben als man sich
im kaiserlichen Palaste zu St. Peters-
burg zur großen Tafel niederließ, traf
die Nachricht ein, daß Napoleon auf der
Brandstätte von Moskau sich entschlös-
sen habe, den Rückzug nach der Grenze
anzutreten, jenen grauenhaften Rück-
zug mit einer großen Armee durch ein
ödes, verwüstetes Land, unter einem
mörderischen Winterhimmel, inmitten
einer feindlichen und ergrimten
Nation. Selbstverständlich erhob sich
ob der Freudenbotschaft in der Residenz
ein großer Jubel. Der Untergang des
Gefürchteten, der bisher als unbefiegbar
gegolten, schien besiegelt. Unter den
russischen, englischen und spanischen
Gästen gab auch ein deutscher Flüchtling,
ein preussischer Staatsmann, der be-
rühmte Freiherr v. Stein, der auf des
Kaisers Befehl den vaterländischen
Boden hatte verlassen müssen.

An ihn wandte sich die Kaiserin,
indem sie ihm über den Tisch zurief:
„Wenn jetzt ein einziger französischer
Soldat über den Rhein zurückgelange,
müßte ich mich schämen, eine Deutsche
zu sein.“

Die Kaiserin hatte, als sie das sagte,
nicht bedacht, daß sie die Tochter eines
mit Napoleon verbündeten Rheinbund-
fürsten war, und daß der Freiherr v.
Stein auch gekrönten Häuptern die
Wahrheit zu sagen pflegte.

Der große Verbannte sah denn auch
die Monarchin fest und scharf an und
entgegnete ernst: „Ihro Majestät sol-
ten das nicht sagen, denn Ihre Majestät
haben keine Ursache, sich des deutschen
Volkes zu schämen. Wenn Ihrer Ma-
jestät Familie ihre Pflicht gethan hätte,
so würde ein französischer Soldat über-
haupt über den Rhein nicht herüber-
gekommen sein!“

Stein sprach die Worte mit lauter,
starker Stimme, ganz gegen die Regeln
der Etikette. Es herrschte Todesstille
an der Tafel, als er geendet hatte.

Die Kaiserin aber war flug und ehr-
lich genug, aufzusehen und ihm die
Hand mit den Worten zu reichen:
„Sie haben Recht, Herr Baron!“

Einer der sonderbarsten Prozesse

fand im Jahre 1786 im sächsischen Erz-
gebirge statt—wegen einer Pelzmütze,
die einem hübschen Mädchen gar zu rei-
zend stand. Die Frau des Stadtrich-
ters Stölzel in Eibenstock bemerkte eines
Tages, daß ihr Herr Gemahl das Töch-
terlein des Stadtpfeifers Weichner
wärmer als sonst betrachtete—weil sie
eine neue Pelzmütze hatte—und sofort
wurde dieser Mütze der Krieg erklärt.
Auf Drängen seiner gestrenge Ehe-
frau mußte der arme Stadtrichter den
Weichner'schen „Befehl“ zumucken
lassen, daß das Mädchen die Mütze ab-
lege, widrigenfalls sie ihr auf Grund
der „Kleiderordnung“ weggenommen
würde. Der Stadtpfeifer wollte sich
dabei nicht beruhigen und wendete sich
an das Kreisamt Schwarzenberg, dem
er die Mütze zur Einschickung zuschickte.
Das Kreisamt fand kein Ver-
gehen gegen die „Kleiderordnung“ und
gestattete das Tragen der Mütze—aber
damit war die seltsame Streiffrage
durchaus nicht beendet. Die Majorität
des Stadtrathes trat auf Seite des
Stadtrichters und dieser ließ Weichner
bedeuten, es bleibe bei dem Verbote.
Die städtische Bevölkerung theilte sich
in zwei Parteien für und wider die
Mütze, und da der Stadtrath am 19.
Februar genannten Jahres dem Mäd-
chen die Mütze auf öffentlicher Strafe
durch den Rathsdienner abnehmen ließ,
so kam es zu Unruhen. Die Regierung
mußte sich endlich des Falles annehmen
und der Friede wurde erst wieder her-
gestellt, nachdem eine landesherrliche
Verfügung ergangen war, laut welcher
dem Stadtrath aufgegeben wurde, der
Weichner in die Mütze wieder zurückzu-
geben und sie in fernerer Zurückhan-
tung derselben nicht zu behindern. Lei-
der erzählen die Alten des Prozesses,
die später von dem Direktor des Haupt-
staatsarchivs von Dresden, Dr. von
Weber, veröffentlicht wurden, nichts da-
von, ob der Herr Stadtrichter seine
Ehehälfte wenigstens insofern zufrieden-
stellte, als er das Mädchen mit der
Pelzmütze nicht mehr anguckte. Das
stand ja in seiner Macht, das konnte
ihm keine Regierung befehlen.

Gut gegeben. Zur Zeit des ersten
französischen Kaiserreichs sprach der
Stein v. Montmorency eines Tages
viel von Ahnen und Thaten und Vor-
zügen des alten Adels. Das war eben-
so einseitig, als es taktlos war in Gegen-
wart von Männern, deren Adelsdiplome
in den Griffen ihrer Säbel lagen. Der
General Junot, Herzog von Abrantes,
welcher wohl fühlte, daß in der Rede
eine feindliche Absicht liegen sollte, an-
wortete daher: „Ohne Zweifel ist die
Verhöhnung, auf die Sie sich berufen
können, eine schöne Sache. Uebrigens
ist der Unterschied zwischen Ihnen und
uns nur der, daß Sie Ahnen haben und
wir Ahnen sind.“

Türkische Sprüche.

- 1. Nicht an Unbunt denk voll Zorn,
Gilt es Thranen füllen;
Wir begießen auch den Dorn
Um der Blöde willen.
2. Im Urtheil sei nicht zu geschwind,
Wie klar auch alles scheinen mag;
Die Reize um ein Menschenkind
Wollbringst Du nicht in einem Tag.

Im Dienstbotenzimmer.

Eine Postle aus dem Wiener Leben.

In den Pöffen, welche an Theatern
untergeordneten Ranges aufgeführt wer-
den, ärgert man sich oft über die plum-
pen Späße durch Verstecken hinter plum-
pigen Wänden oder in Kleiderkästen,
weil es Einem schier unmöglich dünkt,
daß dergleichen in Wirklichkeit vorkom-
men könne. Dennoch scheint es solche
Situationsen tatsächlich zu geben, wie
wir zu unserem beträchtlichen Erstaunen
aus einer kürzlich vor dem Bezirksge-
richt verhandelten Ehrenbeleidigungs-
sache erfahren. Eine umfangreiche
Klageaktes, deren Verlesung dem Rich-
ter hier und da ein Lächeln entlockte,
stellte ungefähr folgende Begebenheit
fest.

Herr Laurenz Bibiral, Privatbeam-
ter, lebt mit seiner jungen Ehegattin
Klara im schönsten Einvernehmen, das
nur zeitweilig durch die Besuche einer
Erbtante, der Frau Sofie Weidinger,
gestört wird. Frau Bibiral wünscht
nämlich, daß ihr Mann diese etwas mis-
trauisch und zänkisch veranlagte Dame
auf den Händen trage, um sie bei jeder
Stimmung zu erhalten, während Herr
Bibiral von der „alten Fange“ oder dem
„englischen Senf“, wie er die Tante
gern titulirt, anlässlich mehrfacher Strei-
tigkeiten nichts wissen will. So oft
Frau Weidinger zu Besuch kommt, ver-
leugnet er sich entweder oder ergreift die
Flucht ungeachtet aller Vorstellungen
seiner Frau, die dann immer der guten
Tante Kopfschmerzen oder dringende
Arbeiten ihres Mannes vorlegen muß.
Offenbar um der Sache einmal auf den
Grund zu kommen, erschien die ge-
fürchtete Tante an einem Tage zu
einer ungewöhnlich frühen Stunde bei
dem Ehepaar Bibiral, so früh, daß
Herr Bibiral's Frühstück noch auf dem
Tische im Speisezimmer stand, während
er selbst im Schlafzimmer die letzte Hand
an seine Toilette legte. Er konnte schon
den Ton der Klingel und fluchte nicht
wenig, als er aus dem Vorzimmer die
Willkommnisse nebst der schneidigen
Stimme Tante Sofies vernahm, die
allfogleich in das Speisezimmer geführt
wurde. Gerade hatte er noch Zeit, die
Thür zu diesem vom Schlafzimmer aus
zu schließen, wobei er sich überzeugte,
daß die Thür vom Speisezimmer nach dem
Speisezimmer ebenfalls offen stand, so
daß er, ohne von der Tante bemerkt zu
werden, unmöglich zu seinem Frühstück
gelangen konnte.

Eine Weile ließ er die beiden Frauen
plaudern, in der Hoffnung, daß sich die
Tante bald empfehlen werde. Allein
diese rebete beharrlich fort und erkun-
digte sich in dem Augenblicke, da er ge-
rade in den lauren Apfel beißen und sein
Frühstück nach einer raschen Begrüßung
des unerwünschten Besuches gewinnen
wollte, nach dem „lieben Herrn Neffen.“
Etwas stoßend antwortete seine Frau,
sie glaube, daß ihr Mann bereits nach
dem Bureau gegangen sei. Nach dieser
Nothlüge konnte also das Frühstück nur
noch mit Eile erreicht werden. „Ich
werde mir's durch Kouise hierher tragen
lassen“, dachte Herr Bibiral, verwarf
aber alsbald diesen Plan, weil er wußte
daß seine Frau auf das hübsche Dienst-
mädchen ein wenig eifersüchtig war.
„Nein, ich werde meine Frau heraus-
rufen lassen und sie bitten, die Thüre
zum Speisezimmer unauffällig zu schlie-
ßen“, entschied sich der zernirte Ehe-
mann, „das ist loyal, daran kann meine
Frau nichts finden, und ich brauche mich
vor der zuwideren Person doch nicht zu
zeigen.“ Er schlich sich also über den
Korridor in die Küche und flüsterete
Kouise zu: „Rufen Sie gleich meine
Frau unter einem Vorwande heraus,
sagen Sie meinethwegen, das Gansel
da ist gerupst und was nun damit gesche-
hen soll, oder so etwas dergleichen.“
Das Mädchen folgte dem Befehl und
alsbald hörte Herr Bibiral, wie die bei-
den Frauen auf den Korridor traten,
die Tante aber, anstatt Abschied zu neh-
men, mit neugieriger Theilnahme sagte:
„Also ein Gansel habt's Ihr heut?
Das muß ich mir anschau'n, ob's etwas
auch so lieber ist, wie das meinige von
voriger Woche.“

„Herr des Himmels“, überlegte
Herr Bibiral bis tief in die Nacht, „bringt
der Satan die Alte daher. Was mach ich
denn? Wenn sie mich da trifft, so
schwört sie ja d'rauf, daß ich mit dem
Dienstmadl ein Leicht-Wecht hab'.“
Da gibt's nix, als sich verded'n. Es
ist zu dumm.“

Bedend vor Zorn schlüpfte Herr
Bibiral in den offenen Kleiderkasten des
Dienstmädchens. Es war die höchste
Zeit, denn im nächsten Augenblicke tra-
ten die beiden Frauen ein, hinter ihnen
Kouise, die sich eben so verlegen wie ihre
Herrin umschau, wo denn der gnädige
Herr hingekommen. Die Tante hin-
gegen griff abnungelos nach dem ge-
rupften Gansel und prüfte es mit
Kennenmiene.

„Ein schönes Gansel“, sagte sie,
„wuzersittet, aber was hat's denn da
am Krug? Zefas, das Gansel hat
ja ein Kropf.“—Da schau' her, Klara.—
Das ist aber ein Naturpiel! Mein
Leb'n hab' i sein' kropf't's Gansel mit
g'leg'n. Ob das Viech auch g'lund
war?—Warr', ich werd' Dir bei'm Aus-
nehmen helfen, da werd'n wir ja gleich
d'raufkommen, ob Alles in Ordnung is.
Geh', gib mir eine Schürzen.“

Herr Bibiral im Kasten stand wie auf
Kohlen.
„Aber nein, liebe Tante“, wendete
Frau Bibiral immer noch mit den
Händen ihren Mann suchend ein, „halt'
Dich nit auf und mach' Dich nit
schmüzig, das Gansel is ganz g'lund
g'weien.—Das bissel Kropf macht nix.—
Dat auch noch Zeit mit dem Aus-
nehmen.“

„Tschapperl!“ entgegnete die Tante

liebenswürdig, „sei froh, wenn ich Dir
die grausliche Arbeit abnimme, ich hab'
eh heut' nix zu thun zu Haus.“
Und damit legte sie ihre Mantille ab
und begann sich ganz ernstlich mit dem
unglückseligen Gansel zu beschäftigen.
Herr Bibiral im Kasten knirschte mit
den Zähnen. Es war unerhört, auf
welche dumme Weise er, ein erster
Mann, in diese eltschaste Situation ge-
rathen. Er blinzelte nach seiner Frau
hinaus, vor der er sich bis in's Innerste
schämte, allein sie schien zu vermuthen,
daß er sich doch noch habe flüchten kön-
nen, denn auch sie gab sich nun mit der
Tante gemeinam der Ausweidung des
Gansels hin. Das konnte ja den hal-
ben Vormittag dauern. Während er
grimmig über die abenteuerlichen Pläne
zu seiner Befreiung nachsann, kam
Kouise an dem Kasten vorüber und
schleunig machte er ihr zwischen den Klei-
dungsstücken hindurch ein Zeichen mit
der Hand, um ihre Aufmerksamkeit auf
seine verzweifelte Lage zu lenken. Allein
das alberne Ding erschraf darüber er-
starrt, daß es einen Schredensruf aus-
stieß und starr vor dem Kasten stehen
blieb. Im Nu war auch die Tante
vom Gansel weg und forschte mit Aber-
blicken unter der Dienstboten-Garderobe
umher, so daß Herr Bibiral nichts
übrig blieb, als sein Versteck zu verlas-
sen. Er glaubte in die Erde sinken zu
müssen, als er sich solchermogen seiner
Erbfeindin ausgeliefert sah.

Die Scene, die nun folgte, gab den
eigentlichen Anlaß zu der Gerichtsver-
handlung; denn die Tante ließ ihrer
Entrüstung über den vermeintlichen Ehe-
brecher dermaßen freien Lauf, daß Herr
Bibiral trotz der inständigen Bitten sei-
ner Frau eine Klage wegen dreizehn ver-
schiedener schwerer Beschimpfungen und
Schmähungen einbrachte, schon um sich
in der Nachbarhaft zu rehabilitiren,
die durch den lärmenden Vorgang so
peinlich alarmirt worden war. Dessen-
ungeachtet sprach sich der Richter für
einen Ausgleich aus und legte der ge-
klagten Frau Sofie Weidinger nahe,
den Vorfall, nachdem sich das Mißver-
ständniß nun aufgelöst habe, zu be-
dauern.

„Um“, meinte achselzuckend diese
rieglame Dame, „weß weiß, ob's so is,
wie meine Nichte, der gute Patzsch, sagt.
Zutrua'n thät ich dem Herrn da Alles.“
„Eine neue Beleidigung“, braufte
Herr Bibiral auf; „jetzt nehm' ich gar
keine Abbitte mehr an: Ich laß!“—
fügte er majestätisch hinzu—dem Weser
seinen Kauf.“

„Aber, Wammerl“, bat die Frau,
„schau', die Tante hat's ja gut gemeint
mit mir; 's Gansel hat's mir wollen
ausnehmen.“
„Ja, aber mich hat's ausgenommen
aus dem Kasten und—“

Alle Lind mühten ihm doch nichts, er
mußte auf den Ausgleich eingehen. Und
so bleibt Alles beim Alten—nur die
arme Kouise, darauf wäre Hundert gegen
Eins zu wetten, die Kouise wird am
längsten im Hause Bibiral gedient
haben. Das ist so die häusliche Gerech-
tigkeit!

Gerechte Strafe.

Einst hatte Friedrich der Große einen
Lieutenant mit einer ansehnlichen Sum-
me in's Ausland geschickt, um Remonte-
pferde einzukaufen. Der leichtsinnige
Mensch ließ sich in ein Spiel ein und ver-
lor das ihm anvertraute Geld. Darauf
zur Unterjodung gezogen, wurde er zu
drei Jahren Festung verurtheilt. Zwei
Generale verwendeten sich für den Schul-
digen beim König und führten an, daß
derselbe mit ihnen nahe verwandt und
durch seine Bestrafung die ganze Fam-
ilie geschändet sei.

„Er ist also mit Euch verwandt?“
fragte der König.

„Ja, Euer Majestät“, erwiderte der
Gine, „er ist meiner leiblichen Schwester
Sohn, und ich habe ihn nach seines Va-
ters Tode so lange erzogen, bis er in's
Regiment trat.“

„Also so nahe verwandt?“ wieder-
holte der König, „und noch dazu von
einem so brauen Manne erzogen? Das
ändert die Sache! Der junge Mann
bleibt so lange in Arrest, bis ich ver-
sichert bin, daß er sich gebessert hat!“

Die Fürsprecher hatten das nicht er-
wartet, Bestürzung zeigte sich auf ihren
Gesichtern; sie wußten nicht, was sie
sagen sollten.

Da fuhr der Monarch ernst fort:
„Da er aus solch' guter Familie ist und
bei solcher Erziehung doch ein so großes
Verbrechen begangen kann, so ist er von
Gründe aus verborben und muß streng-
stens behandelt werden.“

Begründet. Als der Prinz von
Aurien eine italienische Fürstentochter,
die er noch nie vorher gesehen hatte, hei-
rathen sollte, wurde ihm ein Porträt
derselben überfendet. Er betrachtete
dasselbe und sagte dann: „Wie arg ist
ihr hier geschmiedelt! Das Haar ist
zu üppig, die Augen sind zu glänzend
und der Teint gar zu zart.“ Verwun-
dert fragte man: „Kennen Eure könig-
liche Hoheit denn Höchstdero bestimmte
Braut schon?“—„Nein“, antwortete
der Prinz, „aber ich kenne die Hofma-
ler.“

DR. GUNN'S ONION SYRUP FOR COUGHS, COLDS AND CROUP. THE CHILDREN LIKE IT. When a child, mother gave me onion syrup for Coughs, Colds and Croup, it was a great relief to me. There is nothing so simple, safe and sure. Dr. Gunn's Onion Syrup is as harmless and pleasant to the taste as honey. This is a mother's home remedy, why not try it? Sold at 50 cents. G. P. Luder & Co., Apotheker.

LARGEST, CHEAPEST, BRIGHTEST AND BEST. Send For Free Sample Copy of THE DROVERS' JOURNAL. The Leading Live-Stock Newspaper and Market Reporter of the West.—A Paper for STOCK RAISERS, FARMERS, Fine Stock Breeders, and Grain Dealers. Very latest and correct market reports by telegraph from all the principal stock markets. Address: The Drovers Journal, DAILY, \$4.00 PER YEAR. UNION STOCK YARDS, SEMI-WEEKLY, \$2.00. South Omaha, Neb. WEEKLY, \$1.50. Wir nehmen Bestellungen für diese Zeitung in der „Anzeiger und Herold“ Office an.

L. A. Nusz Fabrikant aller Arten Pferdegeschirre, u. Alle Reparaturen, und überhaupt Sattlerarbeiten auf das Beste ausgeführt. Suggy-Reparaturen eine Spezialität. Die Thür östlich von Boyden's Apotheke. Frank Nusz, Geschäftsführer.

Prämien. Jeder unserer Abonnenten, der auf ein Jahr im Voraus die Zeitung bezahlt, erhält eines unserer schönen Prämienbücher gratis. Die Bücher enthalten spannende Romane und Erzählungen und Jeder unserer Abonnenten sollte sich eins erwerben. Es ist gerade so leicht für Euch, die Zeitung im Voraus zu bezahlen als später und in legerem Falle geht Euch das Buch verloren. Sendet Eure Abonnements ein!

Für Druckerei-Besitzer oder Solche, die es werden wollen!

Eine Gelegenheit, die Ihr nicht verpassen dürft!

Da wir durch Ankauf der „Herold“-Office nebst allem Inventar zu viel Maschinerie und Material haben, das für uns ein todttes Kapital ist, offeriren wir zum Verkauf folgende Maschinerie und zwar zu Spottpreisen,

da wir die Sachen los sein müssen:

- Eine 6-spaltig Quarto Campbell Cylinder Presse; Eine 10 x 15 PEERLESS Job Presse;

beide Maschinen mit vollständiger Einrichtung für Dampfbetrieb.

Einen 10-Pferdekraft Dampfkessel [aufrecht] nebst 5-Pferdekraft Maschine.

Ferner einen Lightning Stapler,

so gut wie neu, sowie Steinplatten nebst Gestellen und verschiedene andere in einer Druckerei nothwendigen Sachen.

Eine so gute Gelegenheit, billig zu kaufen, kommt so leicht nicht wieder, darum benutzt sie!

Wegen Näherem wende man sich an J. P. WINDOLPH, Herausgeber des „Anzeiger und Herold“, 305 W. 2te Str., GRAND ISLAND, NEB.

Illustrirte Welt. Deutsches Familienbuch.

Das erste Heft des 42. Jahrganges ist erschienen und sehr schön ausgestattet. Was dem Publikum die größte Ueberraschung sein wird, ist der Umstand, daß eine große Preisermäßigung dieses beliebten Journals stattgefunden hat. Die „Illustrirte Welt“ erscheint in 28 Hefen jährlich und kostet jetzt

nur \$2.75 pro Jahr.

Es ist jetzt ein Jeder im Stande, sich dieses prachtvolle Familien-Journal anzuschaffen.

Zu beziehen durch J. P. WINDOLPH, 305 westl. 2te Str., Grand Island.